

Leseprobe aus:

Aline Kiner

Galgenmann

ALINE KINER

List

GALGEN
MANN

KRIMINALROMAN

© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Aline Kiner

GALGENMANN

Kriminalroman

Aus dem Französischen
von Ingrid Kalbhen

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de



Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
1. Auflage August 2012
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012
© 2011 Éditions Liana Levi
Titel der französischen Originalausgabe: *Le jeu du pendu*
(Éditions Liana Levi)
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: bürosüd° GmbH, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Aldus
Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-61088-7

Für meinen Sohn Thomas
Für die Menschen meiner Kindheit

PROLOG

24. Dezember 1944

Es war so kalt in dieser Nacht, dass die alten Buchen Risse bekamen. Die Leute, deren Fenster zum Waldrand hingingen, hörten, wie die Bäume knarzten und ächzten und die Zweige knackten, wie Knallkörper bei einer nächtlichen Feier, bevor sie auf dem gefrorenen Boden zerbrachen.

Trotz der Ausgangssperre war das Portal der Kirche kurz vor Mitternacht weit geöffnet. Die Chorkinder, die unter ihren Chorhemden vor Kälte wankten, waren als Erste in das von Kerzen erleuchtete Kirchenschiff eingezogen, danach hatten die Männer die hölzernen Flügeltüren aufgestoßen und die schweren Wollvorhänge beiseitegeschoben. Seitentüren und Fenster waren ebenfalls hinter Vorhängen verborgen. Der raue Stoff dämpfte Lichter und Geräusche und vermittelte den Menschen ein trügerisches Gefühl von Geborgenheit.

Die Bänke waren voll besetzt, auf der einen Seite des Mittelgangs saßen die Männer, auf der anderen die Frauen. Sie waren immer weiter zusammengedrückt, bis sie Schulter an Schulter saßen. Bereits am Morgen hatte der

Küster Holzscheite in den Ofen geschichtet, aus dem nun leichter Rauch aufstieg, vermischt mit dem Duft von geschmolzenem Wachs. Doch an den eiskalten Mauern perlten noch immer Kondensstropfen.

Sie wärmten sich auf und zählten einander. Es geschah unbewusst, wie bei einer alten Frau, deren Finger beim Beten über den Rosenkranz gleiten.

Die Caspars waren zurückgekehrt. Die Steinleins ebenfalls. Vater, Mutter, die drei Söhne. Die Martins waren wieder da. Die Stosses ... Der Älteste fehlte.

Mathilde saß in der sechsten Reihe, direkt am Mittelgang. Um gegen ihre Benommenheit anzukämpfen, richtete sie sich leicht auf und presste den Rücken gegen die hölzerne Lehne. Als sie sich hingesetzt hatte, war ihre Nachbarin ostentativ zur Seite gewichen, doch Mathilde hatte sich damit begnügt, sie anzulächeln. Eines Tages, als sie noch klein war und wegen einer verlorenen Freundin weinte, hatte ihre Mutter zu ihr gesagt: »Vergiss nicht, Mathilde: Wenn der Wind dreht, drehen sich auch die Wetterfähnchen.« Damals hatte sie vom Fenster des Bauernhauses, in dem sie aufgewachsen war, zugesehen, wie sich die Bäume bis zum Boden hinabbogen, und gedacht, dass es nicht einfach sei, dem Wind Widerstand zu leisten. Doch seitdem hatte sie es gelernt.

Alles war so schnell gegangen. Eines Morgens, Ende August, waren die Deutschen aus dem Dorf verschwunden. Als Mathilde die Hauptstraße zur Bar hinabging, hatte sie in den Fenstern die ersten blau-weiß-roten Fahnen wehen sehen. Dann waren die jungen Männer, die sich versteckt gehalten hatten, um der Rekrutierung durch die Wehrmacht zu entgehen, einer nach dem ande-

ren wieder aufgetaucht. Mitte Dezember waren die Truppen von Marschall Model in den belgischen Ardennen und in Luxemburg in die Offensive gegangen. Tag und Nacht hörte man die Kanonen donnern. Doch etwa fünfzehn Familien, die man zu Beginn der Besatzungszeit vertrieben hatte, waren bereits zurückgekehrt.

Auf der anderen Seite des Mittelgangs saß ein junger Mann, er trug die Armbinde der Résistance. Mathilde starrte einen Moment lang auf seinen schmalen Nacken, an dem eine blonde Haarsträhne klebte, doch sie konnte ihn nicht erkennen und wandte den Blick ab, um Johannis Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihr Mann saß abseits, am äußersten Ende einer Bank. Er schien ganz vertieft in die Betrachtung eines großen Gemäldes, das hinten im Chorraum hing – eine Madonna, die mit ausgestreckten Händen vor einer in Dämmerlicht getauchten Landschaft stand. Mathilde fiel auf, dass Johann gekrümmt dasaß, mit eingezogenem Kopf. Er war sehr groß, ungelenk und bewegte sich, wie die Kinder es tun, nach vorn gebeugt, mit hastig schlenkernden Beinen. Er hatte auch, so dachte die junge Frau, den Geruch eines Kindes an sich. Lieblich und süß. Ein Geruch, der ihr sofort vertraut gewesen war, ebenso wie die Beschaffenheit seiner Haut und das Gewicht seines warmen Körpers auf ihrem.

Mathilde wusste, dass er nur widerwillig mitgekommen war, weil sie darauf bestanden hatte. Sie konnte es kaum erwarten, dass die Messe zu Ende war. Über dem Feuer wartete eine Suppe, die sie bei ihrer Rückkehr stärken würde. Danach würden sie in ihrem Schlafzimmer, das vom Duft nach Wachs und Stroh erfüllt war, unter

das Daunenbett schlüpfen, er würde seine Hände auf sie legen, sie würde ihre Wärme durch das Baumwollhemd hindurch spüren und behutsam, ganz langsam, auf ihn gleiten. Dann mochte der Wind wehen, mochten die Wetterfahnen sich drehen, so viel sie wollten!

Vor dem Altar stand der Priester und las einen Text von Jesaja vor. Darin wurde ein neuer Tag angekündigt, an dem sich die Liebe Gottes zeigen würde. Er war erst zehn Tage zuvor aus Lyon zurückgekommen, um das erste Weihnachtsfest seit der Befreiung zu feiern. Sein Gesicht war ausgemergelt, doch er lächelte. Die Frauen neben Mathilde hörten ihm mit gesenktem Kopf zu. Sie presste die Arme an ihren Bauch, da ihr die Nähe all dieser Körper in ihren dunklen Mänteln plötzlich die Luft nahm. Die zehn Bilder des Kreuzwegs an den weißgekalkten Wänden schienen sich im flackernden Kerzenlicht zu beleben, wie die Bilder eines alten Films. Eine emporgehobene Lanze, verzerrte Gesichter, der schmerz erfüllte Blick eines Christus mit Dornenkrone auf der Stirn. Schuld, Strafe, Leid. War dem Priester überhaupt bewusst, was während seiner Abwesenheit aus seiner Gemeinde geworden war?

Plötzlich schlüpfte eine Frau, die geräuschlos hereingekommen war, neben sie und drängte sie ein Stück beiseite. Ein eisiger Luftzug strich über Mathildes Wange. Jemand hatte die Seitentür der Kirche geöffnet. Während der Flügel sich mit einem gedämpften Geräusch wieder schloss, dachte sie, dass ein Gemeindemitglied es wohl eilig hatte, nach Hause ins Warme zu kommen. Oben auf der hölzernen Empore über dem Eingang erklang ein Weihnachtslied auf der Flöte. Die Messe würde bald zu

Ende sein. Der Priester würde den Segen erteilen und sie endlich entlassen.

Als die letzten Töne der Orgel widerhallten, setzte Gedränge ein. Die Frau neben Mathilde verstaute in aller Ruhe ihr Messbuch, und als sie selbst endlich die Bank verlassen konnte, war Johann bereits fort.

Beim Hinausgehen senkte die junge Frau den Blick, um zu sehen, wo sie hintrat. Im Mondschein glänzten die mit Eis bedeckten Stufen der Kirche. Sie vergrub ihr Kinn unter dem Mantelkragen und blickte sich suchend um, doch sie konnte ihren Mann nirgendwo entdecken.

Vor dem Portal blieben einige Familien noch stehen, um sich zu unterhalten. In der eiskalten Luft vibrierten die Töne mit kristallener Klarheit. Murmeln und leises Lachen, Festtagsgeräusche inmitten der Nacht. Mathilde suchte die Gesichter ab, die sich unter den dunklen Hüten und Tüchern wie weiße Masken abhoben, doch sie sah Johann nicht. Allmählich lösten sich die Gruppen auf, es kehrte wieder Ruhe ein, und schließlich fand sie sich alleine wieder.

Verunsichert irrte Mathilde eine Weile vor dem Portal hin und her. Es musste etwas geschehen sein. Johann wäre niemals ohne sie losgegangen. Sie wagte nicht, zu rufen, so tief war die Stille.

Unentschlossen lief sie ein paar Schritte über den schmalen Weg, der an der Nordwand des Kirchenschiffes entlangführte, doch das Pfarrhaus war in Dunkelheit getaucht, die Fensterläden waren geschlossen. Dann bemerkte sie, dass das Tor zum Friedhof einen Spalt offen stand. Vielleicht war Johann zum Grab seiner Eltern gegangen, während er auf sie wartete.

Mathilde trat durch das kleine Portal. Sie bewegte sich vorsichtig und lauschte dabei aufmerksam auf das Knirschen der Kieselsteine unter ihren Schuhsohlen. Im weißen Mondlicht glänzten die mit Raureif überzogenen Christosen, die auf den Marmorplatten niedergelegt worden waren.

Das Grab der Ziegler befand sich im oberen Teil des Friedhofs. Plötzlich wurde die Luft kälter, war erfüllt vom modrigen Geruch welker Blätter. Über den Gräbern ragte der dunkle Umriss des Waldes in den Himmel. In diesem alten Teil des Friedhofs gab es keinen Kies mehr, nur Lehm Boden. Die Gräber hier waren schlichte Rechtecke, von Kalksteinblöcken begrenzt.

Mathilde erblickte die Statue des *Dieu Piteux* – der Gott des Erbarmens –, daneben die alte Eiche. Sie suchte Johanns Gestalt, ohne die zuckenden Schatten aus dem Blick zu lassen, als plötzlich ein heller Fleck am Fuß des Baumes ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war eine Art Schild. Sie ging näher heran. Auf einem Stück Pappe stand mit großen, schwarzen Buchstaben geschrieben: *Der Strick für Kollaborateure*.

Mit angehaltenem Atem trat sie noch einen Schritt näher. Als sie direkt vor dem Baumstamm stand, blickte sie auf und sah Johanns lehmverschmierte, weiße Socken, die langsam über ihrem Kopf hin- und herpendelten.

Sie erinnerte sich daran, was ihre Mutter abends vor dem Feuer erzählte: In der Weihnachtsnacht erblühen für eine Stunde die Blumen an den Bäumen.

Dann brach sie auf dem eiskalten Boden zusammen.

Freitag, 10. Dezember 2004

9 Uhr Der Nebel, der in den Baumwipfeln hing, hob sich allmählich. Ein fahler Sonnenstrahl strich über die kahlen Baumstämme. Seit über einer Stunde ging Pater Louis Sugères zügigen Schrittes über den Pfad, der den Ausläufern des Hochplateaus im Hinterland von Varange folgte. Mit seinem Gehstock hieb er auf das Gestrüpp ein, erst zu seiner Rechten, dann zur Linken, und drückte dabei eifrig das Dickicht platt, das ihn beim Weitergehen behinderte.

Die Spreu vom Weizen trennen. Jesaja.

Der kleine Hund, der vor ihm herlief, verschwand beinahe in dem Gewirr der Pflanzen. Ab und zu sah er den weißen Körper kurz zwischen den Bäumen emporspringen wie ein dünnes, stilles Gespenst.

Im Lauf der Nacht war die Temperatur auf minus zehn Grad gesunken. Trotz des dicken Anoraks, den er über seine Wollstrickjacke gezogen hatte, zitterte Louis. Ihm war bewusst, dass er müde und verängstigt war. Die Spaziergänge, die er seit seinem Eintritt in den Ruhestand Morgen für Morgen unternahm, linderten meist das Ge-

fühl von Mattigkeit, das ihn immer öfter überkam und das er schließlich akzeptiert hatte, ebenso wie er es akzeptierte, alt zu werden. Am Vorabend jedoch hatte er an einer weiteren Versammlung im Rathaus teilgenommen, bei der es um die Mine gegangen war. Die Dorfbewohner waren beunruhigt, und er spürte, wie ihn langsam die Furcht vor einer bald bevorstehenden Katastrophe befiel.

Er blieb einen Moment lang stehen. Es war noch kein Schnee gefallen, dafür war es zu kalt, doch es würde nicht mehr lange dauern. Der Wind drehte nach Westen, die Wolken verschwammen nach und nach zu einer eintönig weißen Schicht. Die ersten Flocken wären eine Wohltat für alle. Die Kinder würden ihre Schlitten herausholen, vielleicht gäbe es ein richtiges Weihnachtsfest.

Louis seufzte, rieb seine Hände aneinander, um sie zu wärmen, dann schritt er langsam weiter und schwang dabei seinen Stock. Rechts, links: Das Schlagen des Holzstocks auf die brechenden Zweige passte sich allmählich dem Rhythmus seines Atems an. Laufen war auch eine Art von Gebet, das er öfter praktizierte als die einsame, auf Knien ausgeübte Variante.

Mit dem Alter und dem Beginn des Ruhestands knüpfte der alte Mann nach und nach wieder an die Gewohnheiten des Bauern an, der er nie aufgehört hatte zu sein. Er wusste seit langem, dass die Regeln, die im Seminar gelehrt wurden, angesichts der realen Welt wenig Bestand hatten. Seine Laufbahn als Priester hatte während des Algerienkrieges in der Militärseelsorge begonnen. Am Tag, als er in Marseille an Bord der Mansour ging, war er gerade zwanzig Jahre alt. Die Ankunft im Hafen von Algier hatte sich mit der Klarheit eines Fotos in sein

Gedächtnis gegraben: die Küste, eine leuchtende Linie vor dem Himmel, dahinter der Schatten der Hügel und dann, wie eine irreale Erscheinung, das Weiß der Kasbah, die sich über dem blaugrauen Meer erhob. Dort hatte er die wirkliche Bedeutung bestimmter Worte kennengelernt: Schmerz, Hass, Angst, Gehorsam.

Ein Lächeln huschte über Louis' Gesicht, dann schlug er mit seinem Gehstock auf einen Zweig, der ihm den Weg versperrte. Der Weg wurde immer schmaler, er war von Wurzeln und Gestrüpp überwuchert. Die Spreu vom Weizen trennen. Ebenfalls Worte, die nichts bedeuteten. Im Mittelalter fürchteten sich die Menschen vor dem Wald. Für sie war er eine Wildnis, ein Ort des Umherirrens, des Wahns. Sie hatten ihn gerodet, Klöster errichtet und dabei die Grenzen der zivilisierten Welt verschoben. Louis jedoch war sich nicht sicher, ob sich die Zivilisation wirklich diesseits des Horizonts befand. Er selbst hatte wenig Ehrgeiz. Die alten Wege freilegen, die vergessenen Pfade instand setzen. Licht ins Dunkel bringen.

Er war losgegangen, ohne eine genaue Route im Kopf zu haben. Vor ihm bogen sich raschelnd die Zweige, unter denen der Hund herlief. Er hatte ihn von seinen Gemeindemitgliedern zum siebzigsten Geburtstag geschenkt bekommen. Eine nette Geste, wie er fand, doch auch ein wenig lächerlich. Aber er hatte das Tier lieb gewonnen, einen Jack Russell, der seinen eigenen Willen hatte und eher wie eine Katze war. Er hatte ihn Charlie genannt, in Anlehnung an Chaplin, weil er genau wie der Landstreicher aus Hollywood pechschwarze Flecken um die Augen herum hatte.

Allmählich wurde das Unterholz spärlicher. Louis näherte sich einer Lichtung. Es war einer dieser Orte, an die nie jemand einen Fuß setzte. Im Frühling war der Boden über und über mit Moos, Efeu und zarten, jungen Trieben bedeckt. Wie ein endloser Teppich, den noch nie jemand betreten hatte, ein Wald wie im Märchen oder am Anfang der Welt.

Er blieb reglos stehen und suchte seine Orientierungspunkte: die Eschen dort drüben und die Buchen, deren Stämme Schlagseite hatten, als wäre ein heftiger Sturm über sie hinweggefegt, die rote Eiche mit dem gespaltenen Stamm, der Bruch in der durchgehenden Linie der Anhöhe, die die Lichtung im Osten begrenzte.

Eines Nachts war der Boden plötzlich eingesunken. In der Mine darunter hatte es einen Einsturz gegeben. Der Ausbau, der die Stollendecken stützte, war zusammengebrochen, Erde und Gestein waren hinabgestürzt, und am Morgen war die Landschaft nicht mehr dieselbe gewesen. Dort, wo das Gelände immer flach war, hatte sich nun eine Senke gebildet.

Der Unfall hatte sich vor etwa zehn Jahren ereignet. Glücklicherweise arbeitete niemand mehr in diesem Bereich. Es hatte weder Tote noch Verletzte gegeben.

Louis kam an diesen Ort, um ruhiger zu werden. Er kannte jede Unebenheit in diesem großen Kessel, die für einen unachtsamen Spaziergänger nicht erkennbar waren. Die Senke bildete einen beinahe vollendeten Kreis, mit einem Durchmesser von etwa hundert Metern, und umfasste die Lichtung und einen Teil des Waldes. Louis ließ seinen Blick über den Blätterteppich schweifen, versuchte, das tiefe Dunkel im Westen und Süden zu durch-

dringen, und blickte dann zu den Baumstämmen empor, die ihm am nächsten standen. Alles war unverändert. Gott sei Dank.

Der Priester blieb eine ganze Weile lang stehen. Aus einem Baumwipfel über seinem Kopf erklang Vogelgesang, vielstimmig und klar, doch leicht gedämpft. Der Widerhall einer reinen Stimme unter den Gewölben einer Kirche.

Der kleine Hund neben ihm stand zitternd auf und schüttelte seine glatthaarigen Flanken. Louis sah, wie er mit emporgereckter Nase auf den Rand der Lichtung zuing und dann im Dunkeln verschwand. Das Tier kläffte einmal und noch einmal kurz, dann verstummte es.

Louis fühlte sich besser. Die beruhigende Wirkung des Waldes setzte endlich ein. Doch dann bellte der Hund erneut. Louis spitzte die Ohren. Aus seinem Ruf war ein eigenartiger Ton herauszuhören. Verwunderung? Angst?

Mit großen Schritten durchquerte der Priester die Lichtung in der Richtung, in der das Tier verschwunden war. Er hatte es schnell gefunden. Der Hund war unter einem Stacheldrahtzaun durchgeschlüpft, an dem dicke, rot-weiß gestreifte Plastikbänder befestigt waren. Sie kennzeichneten eine Spalte, die sich beim Einsturz der Mine gebildet hatte.

»Komm her, Charlie!«, rief Louis.

Der Hund drehte den Kopf zu seinem Herrchen, aber rührte sich nicht von der Stelle. Er hob eine Pfote, wie immer beim Anzeichen von Gefahr. Louis trat näher.

An zwei Stellen war der Zaun deutlich sichtbar durchtrennt worden. Er bückte sich, um besser sehen zu können. Da erblickte er die Hand. Sie ragte unter einem

Gewirr von Ästen hervor, die in der Spalte aufgehäuft lagen, so als schwebte sie, anmutig und durchscheinend vor dem vom Frost dunkel gewordenen Holz, wie die Hand einer Ertrunkenen auf einem stillen Gewässer. »Ophelia ...«, murmelte Louis. Dann erst nahm er den Geruch von Lehm und Fäulnis wahr, der aus dem Loch emporstieg.

10 Uhr 30 Simon Dreemer hatte sich ans Fenster gesetzt. Er hatte die Beine ausgestreckt, damit niemand gegenüber von ihm Platz nahm. Doch um diese Uhrzeit reisten nur wenige im Zug nach Metz, und außer einem jungen Mann mit verschlafener Miene war niemand hereingekommen. Dieser hatte es sich in einer Ecke am anderen Ende des Abteils bequem gemacht, seinen Kragen übers Kinn gezogen und war sofort eingeschlafen.

Simon holte seinen Walkman aus der Ledertasche, die neben ihm stand. Er setzte die Kopfhörer auf, wählte ein altes Album von Calvin Russell aus und lehnte den Nacken an die unbequeme Kopfstütze. *Le Républicain Lorrain*, den er kurz vor der Abfahrt an der Gare de l'Est gekauft hatte, lag noch immer auf seinen Knien. Er schob die Zeitung beiseite und drehte sich dann mit gerunzelter Stirn zum Fenster.

Er hatte nur seinen Walkman, einen Laptop und einen kleinen Koffer mitgenommen. Er wusste nicht, wie lange er in Lothringen bleiben würde, doch er hatte beschlossen, so zu tun, als sei er nur zu einem kurzen Aufenthalt

weggefahren. Kommissar Bordes hatte ihm kein Datum nennen wollen. An seinem Blick konnte Simon ablesen, dass Bordes ihn nicht nur bestrafen, sondern auch vor sich selbst schützen wollte, indem er ihn in die Provinz versetzte.

Simon wusste, dass er zu weit gegangen war. Doch er war sich sicher, dass er recht hatte! Als er die Frau sah, hatte er gespürt, dass etwas an ihr falsch war. Diese Augen, in denen die Tränen zitternd gefroren, die Worte, die, gemessen an der Wirklichkeit, wie die eines Schauspielers klangen oder wie die eines Schlafenden, der sich selbst reden hört und weiß, dass er träumt ...

Verdammte Intuition! Frank, sein Kollege, hatte gescherzt: »Du wirst nach Sibirien verbannt«, doch Simon konnte nicht darüber lachen.

Die Landschaft entlang der Bahngleise war nun dichter bewachsen. Die Hügel der Champagne, die sich sanft zum Himmel hin erstreckten, waren verschwunden. Der Zug, der gelegentlich an einem undurchdringlichen grünen Fluss entlangfuhr, raste in eine schwarze Masse von Baumgruppen. Aus dem Kopfhörer drang die warme, raue Stimme des alten Bluesman. Er sang von einem Mann, der nicht weiß, welchen Weg er einschlagen soll.

Simon seufzte. Er nahm wieder die Zeitung, die neben ihm lag, zur Hand und blätterte sie durch, auf der Suche nach dem Artikel, der vorhin seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Der Titel stand groß auf der ersten Seite der Lokalnachrichten: »Demonstration gegen Flutung«. Es war die Rede von Einstürzen, die auf die Stilllegung der Eisenbergwerke zurückzuführen waren. 1995 wurden im gesamten südlichen Teil des Lothringer Beckens die

Pumpen angehalten, die für die Entwässerung der Minen sorgten, als noch Eisenerz abgebaut wurde. Nach und nach war das Wasser durch die Spalten, die Felsbrocken an den Decken, die klebrigen Tonschichten gedrungen, war überall durchgesickert, hatte die Stollen gefüllt, die Stützpfeiler angegriffen und an der Oberfläche gewaltige Tagebrüche ausgelöst. Dutzende von Häusern, ganze Stadtteile waren eingestürzt. Nun sollten Ende 2005 auch die Pumpen, die im nördlichen Gebiet noch in Betrieb waren, abgestellt werden. Dies wollten die Menschen verhindern.

Unten auf der Seite war das Foto eines mit Rissen überzogenen Hauses zu sehen. Ein großer Riss begann auf der linken Seite der Fassade dicht über dem Boden, folgte dem Türsturz und verlief über den Verputz bis zum Fenster im ersten Stock, dessen Einfassung sich löste wie ein Legoteil. An die Wand hatte jemand mit großer Schrift geschrieben: *Hier wird ein ganzes Leben zerstört*. Das letzte Wort stand in Großbuchstaben.

Ratlos betrachtete Simon das Foto. In den Pariser Zeitungen hatte er noch nie etwas über derartige Phänomene gelesen. Eine ganze Region versank im Boden, und niemand sprach darüber. Doch ihn verwirrte etwas anderes. Da war dieses Wort, »Flutung«, dieses Foto von dem Haus mit den Bergschäden, die Leute, die auf der Straße demonstrierten, und die Stille ringsumher. Er lehnte sich zurück, neigte den Kopf nach hinten und versuchte, das Bild, das in seinem Kopf entstand, festzuhalten.

13 Uhr Als Simon sich bei der Kripo von Metz vorstellte, trat Kommissar Kowalski gerade mit dem Mantel über dem Arm aus seinem Büro.

»Kommandant Dreemer? Sie kommen gerade richtig«, begrüßte er ihn und streckte ihm die Hand entgegen. »Stellen Sie Ihre Tasche in eine Ecke, wir haben einen dringenden Fall.«

Dann, als ob das alles erklären würde:

»Jeanne ist bereits dort.«

Kowalski war ein beeindruckender Mann. Über hundertzwanzig Kilo Muskeln und Fett. Schwerer Oberkörper mit einem Bauch, der über den Gürtel quoll, Hüften und Schenkel, die unter dem gespannten Stoff der Hose unförmig wirkten. Doch seltsamerweise hätte ihn Simon nicht als dick bezeichnet. Vielleicht lag es an seinem Gesicht: dünne Nase, schräge Augen. Eine energische Maske unter dem schlaffen Fleisch.

Vor der Tür parkte ein Auto. Kowalski stellte Simon dem Mann am Steuer vor, einem gewissen Leutnant Teller. Dieser lächelte ihm kurz zu, dann ließ er den Motor an, während sich Simon mit Kowalski auf die Rückbank setzte.

»Im Wald wurde die Leiche einer Frau entdeckt, etwa zwanzig Kilometer nördlich von Metz«, fasste der Kommissar zusammen. »Der Staatsanwalt hat uns gebeten, die ersten Untersuchungen vorzunehmen, da die Gendarmerie nicht über genug Leute verfügt.«

»Wie ist sie gestorben?«

»Ihre Leiche lag in einer Erdspalte. In der Gegend gibt es wegen des Bergbaus jede Menge Löcher im Boden.«

»Ein Unfall?«

»Jeanne ... Leutnant Modover zufolge sieht es nicht danach aus.«

Kowalski verzog leicht das Gesicht, dann klopfte er Tellier auf die Schulter.

»Du fährst zuerst bei Mauduits Mutter vorbei. Wir nehmen ihn mit. Sein Urlaub ist zu Ende.«

»Das bedeutet einen Umweg«, bemerkte der andere.

»Ich weiß, doch er sagt, dass er noch immer nicht fahren kann.«

Tellier zuckte mit den Schultern, während Kowalski sich mit halbgeschlossenen Augen zurücklehnte. Offensichtlich hatte er beschlossen, für den Moment nichts mehr dazu zu sagen.

Sie durchquerten Metz. Bei seiner Ankunft hatte Simon über den Bahnhof gestaunt, eine verblüffende Verbindung aus militärischer und religiöser Architektur, mit einer riesigen Halle, deren Decke sich wie bei einer Kirche wölbte, einem mit Löwen verzierten Portal und einem Turm wie bei einer mittelalterlichen Festung. Als sie durch die Straßen fuhren, erblickte er erneut diese imposante Mischung aus grauem Granit und rosafarbenem Sandstein, die so anders aussah als die klassischen Fassaden und der gelbe Kalkstein des Stadtzentrums. Dann bogen sie auf die Autobahn.

Kowalski und Tellier saßen schweigend im Wagen. Allmählich entspannte sich Simon. Er hatte mit Fragen gerechnet, zumindest damit, beäugt zu werden. Doch die beiden Männer wirkten gleichgültig. Von Tellier, der vorne saß, war nur der Nacken zu sehen, der Kragen eines gestreiften Hemdes, der unter einem dunkel-

blauen Wollpullover hervorragte. Er sah ein wenig britisch aus. Selbst von hinten strahlte er Ungezwungenheit aus.

Nachdem sie etwa zwanzig Kilometer durch die Vororte gefahren waren, wo Einkaufszentren sich mit Wohngebieten abwechselten, verließen sie die Autobahn und fuhren auf eine Landstraße. Sie führte an einem bewaldeten Tal entlang bergauf zu einem weiten Hochplateau und verlief dann zwischen gepflügten Feldern hindurch, direkt vor dem Horizont. Die Erde in warmen Brauntönen war von dunklen Stoppeln überzogen.

Mauduit wartete am Eingang eines alten Dorfes kurz hinter einer Siedlung auf sie. Er war dünn und hatte dunkle Haare. Er trug eine schwarze Brille, und als er vorne in den Wagen einstieg, bemerkte Simon, dass seine Haut unter dem rechten Auge geschwollen war. Der Leutnant grüßte kurz in die Runde, dann hüllte er sich in ein beleidigtes Schweigen. Tellier lachte kurz auf und fuhr wieder los.

Sie durchquerten den Weiler, etwa ein Dutzend niedriger Bauernhäuser mit lehmfarbenen Wänden, dann fiel die Straße wieder ab, und die Landschaft veränderte sich erneut. Plötzlich näherten sie sich dem dichten, üppigen Wald. Der feuchte Geruch von Blättern und Erde strömte ins Innere des Wagens.

So eine Umgebung hatte Simon nicht erwartet. Er hatte sich Hochöfen vorgestellt, Rauchschwaden vor schmutzigem Himmel, Bahngleise und rostige Waggonen. Die Straße wurde schmaler. Sie wand sich in Serpentina einen steilen Hang empor. Zur Linken schoben Buchen ihre Wurzeln bis zu der grasbewachsenen Böschung, die

die Straße vom Unterholz trennte. Zur Rechten fiel der Hang steil ab.

Einen Augenblick lang fuhr das Auto auf Höhe der Baumwipfel. Simon bemerkte ein kleines, von Gestrüpp überwuchertes Flussbett und, etwas weiter, eine große, abgeholzte Fläche mit Wellblechhütten und alten, verlassenen Arbeitsgeräten. Kowalski, der zu schlafen schien, richtete sich leicht in seinem Sitz auf.

»Eine alte Zeche«, erklärte der Kommissar. »Seit etwa zehn Jahren geschlossen. Und der Hügel dort drüben ist die Schlackenhalde, die Rückstände aus den Hochöfen.«

Zwischen den Bäumen konnte Simon undeutlich einen staubig grauen Hügel sehen, der sich weit bis nach Osten zu erstrecken schien. An seinem Fuß lagen riesige Quader übereinander, aus dem gleichen grauen, aufgehäuften Staub wie der Hügel. Eine Mondlandschaft, Überreste eines Vulkans.

Das Dorf Varange, ihr Ziel, befand sich ein paar Kilometer weiter in einer Schlucht, die das Plateau von Norden nach Süden durchzog. Die enge, düstere Hauptstraße stieg bis zum Waldrand hin an und ging hinter den letzten Häusern in einen Feldweg über. Auf einem Baumstamm saß ein Polizist in Uniform, der auf sie wartete. Er setzte sich hinten in den Wagen dicht neben Simon, der ein Stück zur Seite rückte.

Tellier war ein guter Fahrer, er vermied geschickt die gefrorenen Spurrillen. Kurz darauf kamen sie an eine Kreuzung. Neben einem Erdwall waren mehrere Fahrzeuge geparkt. Der Polizist bat den Leutnant, anzuhalten. Sie mussten zu Fuß weitergehen.

Die Männer liefen im Gänsemarsch über einen schma-

len Weg. Simon vergrub seine Hände in den Manteltaschen. Die Luft war eisig, die Kälte drang durch die dünnen Ledersohlen seiner Schuhe. Für derartige Expeditionen war er nicht ausgerüstet. Vor ihm ging Kowalski, der trotz seiner Statur zügig voranschritt. Nach etwa einer Viertelstunde hatte die Gruppe endlich eine Lichtung erreicht.

Es sah aus wie ein behutsam beleuchtetes Gemälde. Auf dem Boden lag in einer Plastikhülle die Leiche einer zierlichen jungen Frau. Blonde Haare, in denen sich ein paar Blätter gefangen hatten, fielen ihr über die nackte, bläulich weiße Schulter. Neben ihr kniete eine Frau mit braunen, im Nacken zusammengebundenen Haaren und betrachtete sie reglos. Auf einem Baumstumpf ein paar Schritte weiter saß ein alter Mann mit gesenktem Kopf, die Hände über den Knien verschränkt. Zu seinen Füßen lag ein kleiner Hund.

Ein Stück entfernt, wie hinter den Kulissen, waren weitere Gestalten in weißen Overalls zugange, machten Fotos, untersuchten das Gelände. Die Männer von der Spurensuche waren mit ihrer Arbeit beinahe fertig.

Ein Zweig knackte, jemand räusperte sich, und der Körper auf dem Boden wurde wieder zu einer Leiche. Die Frau mit den braunen Haaren stand auf und ging zu ihnen.

Sie begrüßte den Kommissar und Tellier mit einem Lächeln, dann wandte sie sich an Simon.

»Kommandant Dreemer«, verkündete Kowalski der Form halber. »Er kommt aus Paris ... um unser Team zu unterstützen.«

Sein leichtes Zögern entging Simon nicht.

»Willkommen«, antwortete sie und streckte ihm die Hand entgegen. »Jeanne Modover.«

Sie musste etwa dreißig Jahre alt sein. Sie hatte ein kleines, glattes Gesicht, blaue Augen oder auch grün, ein bisschen von beidem, ein wenig zu groß. Ganz hübsch, doch eher gewöhnlich, wenn sie nicht gerade lächelte.

Leutnant Modover fasste zusammen, was sie seit ihrer Ankunft in Erfahrung gebracht hatte. Die Tote hieß Nathalie Caspar. Siebzehn Jahre alt. Sie lebte in Varange. Gegen neun Uhr hatte Louis Sugères sie entdeckt, der Dorfpfarrer, der sie auch identifiziert hatte, nachdem die Männer von der Spurensicherung sie aus der Spalte gezogen hatten.

»Die Leiche war notdürftig unter Ästen verborgen«, erläuterte sie. »Sie lag auf dem Bauch, steckte in etwa einem Meter Tiefe fest. Von oben sieht die Spalte sehr groß aus, doch sie verengt sich rasch. Es scheint, als hätte der Mörder sie so tief wie möglich hineingedrückt.«

»Wie das?«, fragte Kowalski.

»An ihrem Rücken finden sich Reste von Erde. Wahrscheinlich hat er mit den Füßen nachgeholfen.«

Der Kommissar drehte sich langsam zu der Gestalt auf der Bahre um.

»Vergewaltigt?«

Jeanne schüttelte den Kopf.

»Wir wissen es noch nicht. Sie war nicht entkleidet. Ihre Kleider sind am Kragen und an der Schulter zerrissen, doch sie können auch an einer Wurzel in der Spalte hängengeblieben sein. Die Haut ist aufgeschürft.«

»Wie ist sie gestorben?«

Die junge Frau zögerte einen Augenblick, bevor sie mit gerunzelter Stirn antwortete.

»Um ihren Hals war ein Strick gewickelt. Aus Hanf ...«

Kowalskis Gesicht verzerrte sich.

»Wurde sie erhängt?«

Jeanne schüttelte den Kopf.

»Es gibt Würgemale, doch nicht sehr ausgeprägt. Und außerdem ist das Seil nicht nur um den Hals gebunden. Es war auch um den ganzen Körper gewickelt, um Brust, Handgelenke, Knöchel ...«

Der Kommissar schloss die Augen.

»Wie ist sie gestorben?«, fragte er noch einmal.

Jeanne zögerte wieder.

»Der Gerichtsmediziner sagt, dass der Strick nach einem Täuschungsmanöver aussieht. Dass Nathalie Caspar wahrscheinlich erstickt worden ist. Er denkt ...«

Sie senkte den Kopf, sah auf einmal ratlos aus.

»Er denkt, dass man ihr das Gesicht in den Schlamm gedrückt hat. Sehr lange. Als hätte man sie ertränken wollen.«

16 Uhr »Das wird nicht leicht«, dachte Jeanne.

Da waren diese kleinen Gesten. Die Art, wie er auf der Lichtung eine andere Richtung als sie eingeschlagen hatte, um schneller zum Weg zu kommen. Wie er die Hand hinter ihrem Rücken gehoben hatte, als sie auf das Auto zugen. Er hatte sie nicht berührt, doch sie hatte das Gefühl, als wollte er sie führen, wie ein Kind, das laufen lernt.

Und dann sein Blick. Mit der Zeit hatte Jeanne gelernt, den Leuten ins Gesicht zu sehen. Sie blickte dem anderen

tief in die Augen, setzte sich dort fest und schuf so eine Woge der Sympathie, vor der dann die Worte strömen konnten. In Dreemers Augen hatte sie sich verloren. Ihre Farbe war ungewöhnlich, wasserblau, beinah grau, und ihr Blick schien von sehr weit weg oder aus großer Tiefe zu kommen.

Dreemer war groß, von eher schlanker Gestalt, doch wirkte sein Körper komplex und schwer. Seine dunklen, kurzgeschnittenen Haare umrahmten ein eckiges Gesicht mit matter Haut. Als sie ihm gegenüberstand, hatte sie wieder dieses Gefühl gehabt, der Vergangenheit anzugehören, fehl am Platze zu sein.

Bevor sie ins Auto stieg, atmete Jeanne behutsam die frische Luft ein und versuchte, den Geruch von Erde und überreifen Pilzen zu entdecken, den sie immer so gemocht hatte. Doch im Laufe der vergangenen Stunde war die Temperatur weiter gesunken. Die eisige Luft stach ihr in die Nase und ließ ihre Augen tränen.

Sie wäre lieber allein gewesen, hätte lieber Zeit gehabt, um selbst ihre Spuren zu finden. Sie nahm es Kowalski übel, dass er ihr diesen Neuankömmling aufgezwungen hatte. Er kannte sie allzu gut, er wusste, dass sie freundlich und diplomatisch sein würde. Wahrscheinlich war er sich bei Tellier da weniger sicher. Ganz zu schweigen von Mauduit, der sich noch immer nicht von der Schlägerei erholt hatte, die er vergangene Woche mit einem kleinen Ganoven ausgetragen hatte.

Dreemers Ruf war ihm vorausgeeilt. Man hielt ihn für individualistisch und selbstbewusst. Ein guter Polizist, der jedoch einmal zu oft zu weit gegangen war. Seine Versetzung nach Lothringen war eine Strafmaßnahme,

weil er sich über Anordnungen hinweggesetzt hatte. Ein kleiner Junge hatte sich aus dem Fenster seines Zimmers gestürzt, doch Dreemer glaubte nicht an Selbstmord. Er hatte die Eltern wiederholt verhört, überzeugt davon, dass sie eine Rolle beim Tod ihres Sohnes spielten. Die Mutter hatte eine hohe Dosis Schlaftabletten geschluckt. Sie konnte gerade noch gerettet werden.

Jeanne fuhr vorsichtig, darauf bedacht, dass das Auto auf dem stark ausgefahrenen Weg nicht zu sehr holperte. Kowalski hatte sie gebeten, Nathalies Eltern einen Besuch abzustatten. Merkwürdigerweise hatten sie ihre Tochter nicht als vermisst gemeldet. Jeannes Kopf war ganz leer, ihr Verstand arbeitete langsam wie nach einem tiefen Schlaf, und sie fürchtete sich vor den weiteren Ereignissen.

Als das Auto den Feldweg verließ und wieder auf die Hauptstraße einbog, atmete sie tief ein und gab dann leicht Gas. Sie erinnerte sich noch gut, das Haus der Caspars befand sich im unteren Teil des Dorfes, in der Nähe des Brunnens.

Simon, der neben ihr saß, blieb schweigsam. Eben auf der Lichtung, als die Männer der Spurensicherung näher getreten waren, um die Plastikhülle über der Leiche zu schließen, hatte er Jeanne dabei überrascht, wie sie sich hinkniete, um sanft über die Stirn der Toten zu streichen. Eine flüchtige Geste. Doch er war sich ganz sicher.

Joseph Mayer befand sich im Keller, als er zum zweiten Mal an diesem Tag die Sirenen heulen hörte.

Er hockte hinten im Vorratsraum, in der Hand hielt er einen weichen Bleistift. Einige Wochen zuvor war an

der Wand ein feuchter Fleck aufgetaucht. Zunächst fiel er nicht weiter auf, eine Linie in Form eines zittrigen Kommas. Er hätte es gar nicht bemerkt, wenn das Licht des Kellerfensters nicht direkt daraufgefallen wäre. Doch nach und nach war der Fleck größer geworden und hatte sich nach oben ausgedehnt.

Am Sonntag hatte er einen ersten Bleistiftstrich an die Wand gemalt, um zu sehen, in welchem Tempo der Fleck sich ausbreitete, und seitdem kam er mehrmals am Tag, um es zu überprüfen. Sarah gefiel dies nicht. Sie sagte nichts, doch er konnte ihren Blick spüren. Es war so schwierig, mit ihr zu reden. Ihr die Dinge zu erklären.

Das Sirenengeheul überraschte ihn, als er gerade einen neuen Markierungsstrich zeichnen wollte. Vier Markierungen gab es bereits, sie stiegen stufenförmig an wie die Sprossen einer Leiter, direkt über dem Boden aus gestampfter Erde, wo die Grundmauern verliefen. Die schrille Wehklage wurde gedämpft durch die Kellermauern und das Haus darüber, doch sie zerriss ihm das Herz, wie ein Schnitt mit der Schere ein Stück Stoff durchtrennt.

Joseph sackte auf dem kalten Boden auf die Knie.

»Alice ... Mein Gott, Alice, wie sehr du mir fehlst.«

17 Uhr Es gibt keine richtige Art und Weise, um Eltern den Tod ihres Kindes beizubringen. Doch als er Jeanne zusah, sagte sich Simon, dass man besonders behutsam vorgehen konnte.

Auf der Polizeischule hatte man ihnen beigebracht, schnell und präzise zu sein. Beileid zu bekunden, zugleich jedoch Distanz zu wahren. Man musste effizient vorgehen, ohne sich von Gefühlen überwältigen zu lassen. Und immer im Auge haben, dass die offenkundigen Opfer sich auch als Täter herausstellen konnten. Wie es schien, war Jeanne weder schnell noch effizient.

Die Frau, die ihnen die Tür aufgemacht hatte, war klein und mager und trug einen blau-weiß karierten Kittel, der ihr bis zu den Hüften reichte. Während Jeanne sich vorstellte, hatte sie sie mit zusammengekniffenen Augen gemustert, den Kopf zur Seite geneigt wie ein Spatz vor einem Brotkrümel. Dann hatte sie die Polizisten in die Küche geführt, wo sich ihr Mann befand. Sie hatten sich an den Tisch gesetzt, und Jeanne hatte begonnen, von Nathalies Tod zu erzählen. Einmal, dann noch einmal und noch ein weiteres Mal. Sie sprach zögernd, wiederholte dieselben Sätze, differenzierte und ergänzte sie, um sie dann erneut aufzunehmen. So schwächte sie das Unausprechliche nach und nach in einer Litanei aus Worten ab.

»Ich habe es ihr immer wieder gesagt«, jammerte die Mutter, die völlig gebrochen auf ihrem Stuhl saß. »Pass auf. Sie ist so ... Sie war so hübsch. Sie wollte gefallen. Sie dachte an nichts Böses. Das ist typisch für ihr Alter. Wir wurden anders erzogen. Doch die Mädchen von heute ... Sie war fast achtzehn. Ich konnte ihr nicht verbieten auszugehen.«

Der Vater, der am anderen Ende des Tisches saß, schwieg, sein Blick war leer. Doch diesen Blick, so dachte Simon, hatte er bereits gehabt, als er sie vorhin begrüßte, noch bevor er die Nachricht vernommen hatte.

Simon nahm ein Notizbuch aus seiner Tasche und warf dabei einen Blick zu Jeanne. Er wusste nicht genau, ob er sich einschalten oder erst einmal mit der Rolle des Beobachters begnügen sollte. Er befand sich in einer misslichen Lage. Er war es gewohnt, die Untersuchungen selbst zu führen. Doch die junge Frau bemerkte seinen Blick und bedeutete ihm weiterzumachen.

Er wandte sich an Nathalies Vater.

»Monsieur Caspar, können Sie uns sagen, wann Sie Nathalie das letzte Mal gesehen haben?«

Der Mann hob den Kopf, doch es war seine Frau, die antwortete.

»Gestern Nachmittag. Sie ist gegen sechzehn Uhr dreißig von der Schule heimgekommen. Donnerstags hat sie früh Schluss. Sie wollte eine Freundin treffen. Sie hatte nicht viele Hausaufgaben für den nächsten Tag auf, deshalb habe ich sie gehen lassen.«

»Und ...«

»Das ist alles.«

»Wie bitte?«

»Das war das letzte Mal, dass wir sie gesehen haben.«

Simon zögerte einen Moment, dann rückte er seinen Stuhl vor den seiner Gesprächspartnerin.

»Hatte sie gesagt, sie wolle bei einer Freundin oder anderswo übernachten?«

»Sie meinen ... Ich weiß es nicht.«

»Ich verstehe nicht ganz. Sie ist nicht nach Hause gekommen, aber hat Ihnen auch nicht mitgeteilt, dass sie die Nacht woanders verbringen wollte?«

Die Frau nickte und versuchte dabei, Jeanne's Blick zu erhaschen.

»Sie ist also nicht zum Abendessen nach Hause gekommen«, fuhr Simon fort.

»So ist es«, murmelte Nathalies Mutter.

»Und auch nicht zur Schlafenszeit ...«

»Ja, richtig.«

»Und Sie haben sich keine Sorgen gemacht?«

Sie wandte den Blick ab, ohne eine Antwort zu geben.

»Ihre siebzehnjährige Tochter ist bei Einbruch der Nacht noch nicht zu Hause, und Sie machen sich keine Sorgen?«

Simon spürte, wie die Wut seine Stimme erzittern ließ. Doch schließlich reagierte die Frau vor ihm.

»Es war nicht einfach mit ihr, ich habe es Ihnen gesagt. Sie hatte ihren eigenen Charakter. Es war nicht das erste Mal, dass sie nicht zu Hause schlief. Ich habe nicht bei all ihren Freundinnen angerufen, damit das ganze Dorf Bescheid weiß. Wir haben schon genug Ärger. Mein Mann ... Mein Mann hat seine eigenen Probleme. Wir tun, was wir können.«

Später wurde Simon bewusst, dass er gar nicht gefragt hatte, um welchen Ärger es sich handelte. Er war schon immer ungeduldig gewesen, doch allmählich bereitete ihm das bei seiner Arbeit Schwierigkeiten.

Viel mehr war aus Nathalies Eltern nicht herauszubekommen. Nachdem die Mutter sich kurz empört hatte, war sie zusammengebrochen, das Gesicht in den Händen verborgen. Der Vater schaute schweigend aus dem Fenster, seine Augen waren gerötet. Beide schienen erst allmählich zu begreifen, was der Tod ihrer Tochter bedeutete.

Jeanne befragte sie zu Nathalies engsten Freundinnen,

notierte sich Namen und Adressen, dann rief sie Tellier an, um ihm die Informationen durchzugeben. Anschließend baten sie, ihr Zimmer ansehen zu dürfen. Die Mutter führte sie zu einer Tür oben an einer düsteren Treppe, wo ein widerlicher Geruch nach gekochtem Lauch hing, dann ging sie wieder hinunter in die Küche.

Das Zimmer war nichts Besonderes und verriet nicht viel über die Persönlichkeit des jungen Mädchens. Eine Tapete mit großen Ornamenten und Rosengirlanden, über dem Bett ein gesticktes Bild mit Ibissen in vergoldetem Rahmen, zweckmäßige Möbel aus hellem Kiefernholz. Kaum Bücher, im Wesentlichen Schullektüre. Keine Stereoanlage, keine CDs. Auf der Kommode neben dem Bett stand ein Foto, das Nathalie zeigte, wie sie auf einem Feld neben einem dicken Hund hockte und die Arme um seinen Hals geschlungen hatte. Sie war hübsch. Ihre blonden, feinen Haare fielen zu beiden Seiten des Gesichts hinab wie ein durchscheinender Schleier, durch den Sonnenstrahlen schimmerten. Sie lächelte, ihr Blick war ins Objektiv gerichtet. Simon fand sie überwältigend. Doch er wusste, dass Fotos lügen können.

Vorsichtshalber zogen sie Handschuhe über. Jeanne öffnete die Türen des Kleiderschranks. Simon hörte, wie die Kleiderbügel gegeneinanderklapperten, während er die Schubladen der Kommode untersuchte. Auch dort war alles sorgfältig aufgeräumt: Unterwäsche, Blusen, Pullover, Halstücher, Wintermützen. Sie war gut ausgestattet, alles nach der neuesten Mode.

»Sehen Sie mal!«

Leutnant Modover hielt ihm ein kleines Glasfläschen hin.

»Das habe ich hinten im Kleiderschrank gefunden, unter einem Pullover.«

»Was ist das?«

»Parfum«, erklärte sie ihm, während sie ihm den Gegenstand reichte.

Simon bewegte den Zerstäuber mit der vergoldeten Kappe in seiner Hand. Ein blumiger Vanilleduft stieg empor.

»Warum hat sie es versteckt?«, fragte er. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihre Eltern ihr diese Art von Koketterie verboten haben.«

»Das ist ein sehr teures Markenprodukt«, stellte Jeanne mit gerunzelter Stirn fest. »In ihrem Alter kaufen Mädchen eher billiges Parfum.«

»Ein Geschenk?«, schlug Simon vor. »Von einem Mann, der älter ist als sie?«

»Vielleicht. Am besten nehmen wir es mit und lassen es auf Fingerabdrücke hin untersuchen. Ich werde ihre Mutter darauf ansprechen.«

Jeanne holte einen Plastikbeutel aus ihrer Tasche und steckte den Flakon hinein.

Sie machten weiter, drehten all ihre Kleider um, hoben die Tagesdecke hoch, dann die Matratze. Doch Nathalie schien kein weiteres Geheimnis zu verbergen.

Sie arbeiteten schweigend nebeneinander, fanden in den routinemäßigen Handlungen wie von selbst einen gemeinsamen Rhythmus. Plötzlich läutete es im Erdgeschoss. Man hörte eine Tür zuschlagen, dann Schreie. Ohne sich abzusprechen, gingen Jeanne und Simon vorsichtig die Treppe hinunter. In der Küche stand ein Mann von beeindruckender Statur. Er wandte ihnen den Rü-

cken zu und hatte die Arme ausgebreitet wie ein Prediger oder ein Gekreuzigter. Erst als sie das Zimmer betraten, erblickten sie sein Gesicht. Da sahen sie, dass er alt war und dass er weinte.